

„Vielfalt“ einmal anders...

Gedanken zur Situation der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens

Was uns prägt

Bereits seit 1971 veröffentlicht die „Gesellschaft für deutsche Sprache“ das „Wort des Jahres“¹, das in einer Art Brühwürfelversion den gesamtgesellschaftlichen Diskurs eines Kalenderjahres widerspiegeln soll. Neben der Auswertung von Medien durch die GfdS können Vorschläge dazu von allen Bürgern eingesandt werden, aus denen eine Fachjury dann das Wort des Jahres wählt.²

Da der sogenannte „gesamtgesellschaftliche Diskurs“ natürlich nicht alle Gespräche über den Gartenzaun oder an den Stammtischen der Nation abbilden kann, spielt bei diesem „sprachlichen Jahresrückblick“ natürlich der mediale Kontext eine größere Rolle als die unterschwellige Meinung einer Nation.

Zig Worte schafften es in den letzten Jahrzehnten in die engere Auswahl wobei der Hang der Deutschen zu Schwarzseherei und Negativwertungen kaum irgendwo so deutlich wird wie in dieser Selektion „verbaler Leitfossilien“.

Das letzte positiv konnotierte Wort in dieser Sammlung war „Fanmeile“ im Jahr 2006.

Anscheinend befand sich seitdem unser Land in einem permanenten „Krisenmodus“ (Wort des Jahres 2023).

Wer nun denkt, eine große reformatorische Kirche mit jahrhundertelanger Erfahrung in verschiedensten Formen des „Krisenmanagements“, wie die sächsische Landeskirche, habe dem etwas Positives im Sinne eines „eu-angelion“, einer „Frohen Botschaft“ entgegenzusetzen, muss mit Ernüchterung feststellen, dass dem seit der Aufbruchsstimmung der Jahre 1989/90 innerhalb dieser Kirche nicht so ist.

Als „Unwort“ und zugleich als gefühlt meistgebrauchtes „Wort der letzten drei Jahrzehnte“ innerhalb der sächsischen Landeskirche scheint vielmehr das

¹ Gfds.de

² <https://gfds.de/wort-des-jahres-hintergruende-und-wissenswertes/>

Wortungetüm „Mitgliederschwund“ durch die Kirchenvorstände, Pfarrkonvente und Synoden zu geistern

Wie das Kaninchen auf die Schlange schielen Gemeinden, Gremien und nicht zuletzt die Leitung dieser Kirche ängstlich auf diesen Sachverhalt und leiten ihr oft unbedachtes Handeln kurzfristig und meist auch ohne wirkliche Not daraus ab.

Spätestens seit Ende der 1990er Jahre kanalisiert sich das auf die scheinbare Hauptaufgabe kirchenleitenden Handelns: die „Strukturreform“ oder, weil das anscheinend weniger Angriffsfläche zu bieten scheint, auf die „Strukturanpassung“, womit in beiden Fällen ein Kotau vor dem offensichtlich gottgegebenen und unabänderlichen Schrumpfungsprozess gemeint ist.

Man versucht mit Initiativen wie „Kirche, die weitergeht“ oder der „Initiative missionarische Aufbrüche“ gegenzusteuern, was vor Ort durchaus erfolgreich ist aber auf die Fläche gesehen nichts an der Grundhaltung der Landeskirche gegenüber der oft benannten Unabänderlichkeit eines „Negativwachstums“ ändert. Auch wenn beide benannten Initiativen ein enormes Potenzial bieten, sind ihre Auswirkung bisher leider nur gering und tragen auch nur bedingt zur Lösung des Gesamtproblems bei, weil sie eben nicht genuin neue Formen der Gemeindegarbeit bieten, sondern „zusätzliche Angebote“ darstellen und auch in der Debatte um neue „Struktureinheiten“ kaum eine Rolle spielen.³

Ich will nicht unterstellen, dass die sächsische Landeskirche all` dies leichtfertig tut, vielmehr ist ihr Handeln in diese Richtung auch davon geprägt, dass versucht wird, Personal zu halten, zu schützen und nicht zuletzt auch neues zu gewinnen. Doch nicht nur unter Theologiestudierenden wird dies häufig wie ein Aufruf zur Mitarbeit bei der Sterbebegleitung verstanden.

Anscheinend hat eine wirkliche positive Reaktion auf die Tatsache dieser Negativentwicklung zwei Hauptgegner: das Parochialprinzip und den damit

³ Elhaus, P. / Fischer, T. / Labohm, N. / Schendel, G. / Schlegel, T. (2023). Zwischenergebnisse und Thesen - ein Einblick in die wissenschaftliche Begleitung der Initiative „Missionarische Aufbrüche“. Unveröffentlichtes Manuskript.

verbundenen Staatskirchenvertrag mit allen ihren Folgen, die eine grundlegende Reformen in der Struktur der Kirche verhindern. Aber ist das so?

Machen diese beiden Dinge unsere Struktur aus?

Ausufernde Pfarrstellenbeschreibungen im Amtsblatt, die die altbekannte eierlegende Wollmilchsau als Bewerber erwarten, sind momentan die Regel

Grundlegend gilt: mit weniger Personal (und weniger Gemeindegliedern) soll dennoch eine Struktur des 16. Jahrhunderts irgendwie gerettet werden, weil die „nun mal so ist, wie sie ist“. Zusammenlegungen von Gemeinden werden durchgezogen - trotz innergemeindlicher geistlicher, struktureller und örtlicher Unterschiede, damit das Gebilde „händelbar“ vor allem für die Pfarrpersonen bleibt, die dann oft genug genau diesen Irrtum ausbaden müssen.

Wenn aber „Bleiben“ der Antrieb von Veränderungen sein soll, kann man keine wirklichen Veränderungen erwarten, zumal mehr und mehr das Wort „Struktureinheiten“ das altbewährte Wort „Gemeinden“ ersetzt und damit diese neuen Gebilde als das beschreibt, was sie sind: künstliche strukturelle Zusammenlegungen lebendiger Organismen, die in ihrer Vitalität, Individualität und Geschichte beschnitten werden.

Denn während wir in der theologischen Ausrichtung kirchlichen Lebens eine fast schon grenzwertige Vielfalt leben, legen wir uns strukturell eine Zwangsjacke an.

So drängt sich die Frage auf, ob denn das derzeitige System einer Landeskirche an sich a) zeitgemäß ist und b) in dieser Form eine Überlebenschance besitzt.

Stellt man diese Frage, wird jedes Weiterdenken mit schwerem juristischem Geschütz bombardiert, das eher auf Hilflosigkeit als auf bösem Willen beruht.

Doch genau die Schwestern und Brüder, die wirklich weiterdenken, weiterentwickeln und eine neue Evangelisierung Sachsens herbeisehnen und ihre Landeskirche verändern wollen, weil sie sie lieben, ernten häufig genug harsche Kritik, Unverständnis, Grenzzäune und Schlagbäume für ihr Denken und vielleicht auch nur mal „Spinnen“, wie es wirklich weitergehen könnte.

Aber wie KANN es denn weitergehen?

Welche Möglichkeiten haben wir als Landeskirche?

Für EINE Möglichkeit habe ich seit einigen Jahren ein Bild vor Augen.

Das Delta

Wenn man in Sharm El Sheik nach einem ausgiebigen Schnorchel- oder Tauchurlaub am Roten Meer braungebrannt in den Flieger zurück nach Mitteleuropa steigt und die nächste Stunde aus dem Fenster schaut, wird man Augenzeuge eines faszinierenden Naturerlebnisses.

Zunächst kommt ein blaugrüner kleiner Streifen ins Blickfeld, dem die Maschinen dann in der Regel auch folgen. Denn da der Überflug der Sinaihalbinsel bis heute für Verkehrsflugzeuge verboten ist, folgen diese nach einem kleinen Abstecher nach Westen fast immer dem Nil in Richtung Mittelmeer.

Majestätisch fließt dieser große Strom nach Norden, an seinen Rändern „franst“ er dabei aus: Gärten, Felder, Häuser säumen seinen Weg. Doch je weiter man weg vom Fluss schaut, desto mehr spürt man selbst in 10.000 m Höhe die lebensfeindliche Wüste, durch die sich die blaue Lebensader nach Norden kämpft.

Kleine Bäche und Flüsschen münden in den Strom, der auch mal eine Schleife um einen Hügel oder eine kleine Felsformation macht, um dann umso kraftvoller weiter geradeaus zu fließen.

Ein einprägsames, aber auch trostloses Bild, das die absolute Abhängigkeit eines ganzen Landes von einem einhundert Meter breiten Fließgewässer deutlich macht.

Bevor man dann jedoch völlig einnicken kann, ändert sich das Bild unter dem Flieger. Aus dem einen Strom werden zwei, dann drei, dann mehr und mehr Flüsse, schließlich Bäche und Rinnsale, die der Wüste ihre Kraft rauben und dem Grün zur Entfaltung verhelfen und eine ganze Wüstenlandschaft in einen Garten verwandeln. Mehr und mehr weitete sich dieser dann zu dem, für das der griechische Philosoph Herodot als erster den Begriff „Delta“ verwendete, weil dieses Grün dem dreieckigen griechischen Buchstaben immer ähnlicher wird.

Eher das Wasser des Nils ins Mittelmeer abfließt, sieht man auch aus zehn Kilometer Höhe keinen trockenen Wüstensand mehr, sondern eine blühende, immergrüne Landschaft.

Aus dem schnellen Strom werden unzählige langsame, kleine Fließgewässer, die fruchtbare Sedimente ablagern und eine einzigartige Landschaft mit einer Vielfalt an Ökosystemen schaffen.

Das ist natürlich nicht nur am Nil so – aber dort wohl am eindrucksvollsten, weil die Diskrepanz zwischen Wüste und blühender Landschaft in keinem Flussdelta so deutlich wird wie zwischen Kairo und Alexandria.

Das größte Delta der Welt, das des Ganges, misst bis zu 140.000 Quadratkilometer, das des Nils immerhin 24.000 Quadratkilometer, was mehr ist als die Fläche ganz Mecklenburg-Vorpommerns. An der Mittelmeerküste ist das Nildelta 250 km breit!

Wenn man die Entstehung eines Stromes wie des Nils, des Mekong, der Donau oder des Ganges betrachtet, kann man sagen: Im Delta geht der Strom zurück zu seiner Entstehungsgeschichte, es bildet die Umkehrung dessen, wie der Fluss aus den Gebirgstälern herauströpfelt.

So wie er sich aus vielen kleinen Flüssen und Bächen speist, kehrt er im übertragenen Sinne also zu seinen breitgefächerten Wurzeln zurück und hinterlässt im Delta alles Fruchtbare, das er sich an Sedimenten in seinem Lauf einverleibt hat.

Durch dieses Phänomen bewässert der Fluss nahe seiner Mündung ein viel, viel größeres Gebiet als während seines Weges als großer Strom und schafft fruchtbares Land für Mensch und Tier.

Der Fluss der Kirche

Die Geschichte der Kirche von Jesus – vor allem die europäische - hat einen ähnlichen Weg hinter sich wie der Nil. Die Apostelgeschichte des Lukas beschreibt die Gründung (oft durch den Apostel Paulus) und das Wachstum vieler kleiner Ortsgemeinden. Sie beginnen, sich ihre eigene, örtliche Struktur zu geben, müssen sich mehr oder weniger von den Synagogalgemeinden der Diaspora und dem Tempelkult in Jerusalem abnabeln, um ihre eigenen Identitäten zu finden.

Die Briefsammlung des Neuen Testaments dokumentiert zusätzlich zu Lukas' Geschichtswerk eindrücklich die Eigenheiten und internen Wachstumsschritte dieser Gemeinden, deren Zusammensetzung so bunt wie die Vielvölkerwelt der griechisch-römischen Antike war.

Diese Ortsgemeinden begannen, sich in Häusern zu versammeln und wuchsen zu relevanten Größen innerhalb der Gesellschaft heran. Ihre Ausrichtung auf Evangelisation und gelebte Diakonie machten sie in den ersten drei Jahrhunderten nach Christus zur schnellst wachsenden Bewegung innerhalb des Römischen Reiches.

Welche Wachstumskräfte diese Ortsgemeinden gerade in den urbanen antiken Strukturen freisetzen und damit eine ganze Gesellschaft positiv verändern und zu einer friedlichen Evangelisierung des römischen Reiches, von innen heraus, führen konnten, beschrieb der Soziologe Rodney Stark eindrücklich in seinem Werk „The Rise of christianity“⁴.

Diese kleinen Flüsse und Bäche, gespeist durch die Lehre der Apostel und den Geist Gottes „belebten“ eine zutiefst inhumane Gesellschaft, setzten neue Prämissen der Gemeinschaft über Ständegrenzen hinweg und „befreiten“ von den verschiedenen Gesetzesreligionen einer multireligiösen Gesellschaft.

Im Neuen Testament sucht man eine gemeinsame Struktur dieser Gemeinden vergebens, auch wenn es Bestrebungen gab, vor allem die Lehre zu vereinheitlichen. Diese beruhte auf der Autorität der ersten Apostel, wofür das sogenannte Apostelkonzil in Apostelgeschichte 15 ebenso ein Indiz darstellt wie manche Zitate des Apostels Paulus, der davon spricht, dass er in „allen seinen Gemeindegründungen“ bestimmte Dinge anordnete (1Ko 14, 33; 16, 1 und 17, 17) und es darüber hinaus auch in Lehrfragen Konsens in den ersten christlichen Gemeinden gab.

Was es NICHT gab, war die strukturelle Einheit der Gemeinden, zusammengefasst in einer verfassten Kirche, denn wird von mehreren Gemeinden gesprochen (neben Paulus so auch in Hebräer 13, 24 und Offenbarung 1-3), dann werden diese im Plural als Einzelgrößen und nicht mit einem übergeordneten Kirchenbegriff benannt.

⁴ Rodney Stark. The Rise of Christianity. San Francisco: Princeton University Press & Harper. 1996. ISBN 978-0060677015.

Auch gegen Ende der Abfassungszeit des Neuen Testamente fließen die Bäche und Flüsse zwar in eine Richtung, nämlich die des Wachstums, jedoch ohne sich zu einem Strom zu vereinigen.

Erst für das Jahr 251 ist das erste allgemeine Konzil der Ortsvorsteher des gesamten römischen Reiches in Karthago belegt – 62 Jahre vor der Mailänder Vereinbarung Kaiser Konstantins, die die nach ihm benannte Wende hin zu einer römischen Staatskirche (cunctos populos 380, Verbot aller anderen Kulte 391) einläutete.

Auch wenn es sicher vorher eine lebendige Zusammenarbeit der Gemeinden gab, kann man davon ausgehen, dass die Christenheit die ersten 200 ganz gut ohne die Struktur einer einheitlich verfassten Kirche auskam.

Interessant dabei ist, dass die darauffolgende Verfasstheit im Wesentlichen Bestrebungen der Politik entsprach, was sich im Laufe der Kirchengeschichte immer wieder wiederholte, nicht zuletzt auch in der Reformation, die wir Lutheraner gern als eine geistliche Neuausrichtung preisen, die aber dennoch eine politische Entscheidung für eine neue Kirche darstellte und weder die Struktur noch das Verhältnis zum Staat grundlegend veränderte.

Halten wir fest: der Strom der Kirche über die Jahrhunderte wurde vor allem in Europa durch die Herrschaftsverhältnisse flankiert und damit in seinem Bett gehalten. Dass dies positive und negative Begleiterscheinungen hatte, ist in sich logisch und auch oft genug be- und abwertet worden.

Das ist bis heute so, denn das deutsche Grundgesetz beschreibt anders als in Frankreich, keine strikte Trennung von Staat und Kirche, sondern lediglich Neutralität gegenüber der Ausübung verschiedenster Religionen.

Auf der anderen Seite besteht eine enge Kooperation des Staatsapparates und der großen Kirchen als Körperschaften des öffentlichen Rechtes.

Für die sächsische Landeskirche heißt das, sie ist mit dem Freistaat Sachsen über einen Staatskirchenvertrag verbunden⁵ der auch eine Geschäftsstelle der Landeskirche

⁵ Vertrag des Freistaates Sachsen mit den evangelischen Landeskirchen im Freistaat Sachsen vom 24. Juni 1994 (SächsGVBl. S. 1253)

am Sitz der Staatsregierung genauso wie die Zahlung von Staatsleistungen an die Landeskirche beinhaltet und ihr Dienst ist explizit öffentlicher, damit staatlich sanktionierter, Dienst.⁶

Dies trifft auf alle evangelischen Landeskirchen in Deutschland zu mit einer Ausnahme: der Freien und Hansestadt Bremen, in der die Ortsgemeinden lediglich durch einen Schriftführer (Anstelle eines Präses oder Bischof) und den Kirchentag (anstelle einer Synode) miteinander verbunden, aber dennoch rechtlich völlig selbstständig sind.

In den mittlerweile 31 Jahren, die der Staatskirchenvertrag in Sachsen bereits in Kraft ist, ist eine mögliche Auflösung dieser Verquickung immer schwieriger – aber durchaus nicht unmöglich geworden, zumal in der Diskussion der sächsischen Landeskirche stets nur die finanziellen Vorteile und strukturellen „Notwendigkeiten“ dieses Bündnisses in den Vordergrund gestellt werden. Geistliche Belange spielen dabei keine Rolle.

Braucht es staatlicherseits DIESE Art von Landeskirche?

Denn die sächsischen Gemeinden sind längst auf dem Weg ins neue Delta.

Unterschiedliche Frömmigkeiten suchen und finden unterschiedliche Ausdrucksformen in der Gemeindegarbeit und der Struktur vor Ort.

Trotz immer größer werdenden Struktureinheiten „besinnen“ sich Ortsgemeinden auf ihren Auftrag und Dienst in den Dörfern und Städten in die sie gestellt sind.

Einem lautstark geforderten „regionalen Denken“ steht oft klammheimliches Wirken der Gemeinden in ihren angestammten Identitäten gegenüber.

Wird dieses Wirken sichtbar und führt womöglich sogar mindestens zu einer Verlangsamung des Schrumpfungsprozesses, reagiert „die Kirche“ mit Verordnungen größerer Struktureinheiten, damit die stets angestrebte „Einheitlichkeit und Vergleichbarkeit“ nicht gefährdet wird.

Das Delta der Kirche

Es ist jedoch mehr als müßig, die Kritik immer weiter zu vertiefen und Handlungen in Frage zu stellen, die auf Grund der, wie auch immer zustande gekommenen

⁶ ebenda: Artikel 9 Abs. 1

Beschlüsse zu Vereinheitlichung erfolgten und sie negativ zu bewerten, zumal es auch unter uns Christen dann schnell persönlich wird...

Wenn wir uns in den beiden letzten Jahrzehnten nun schon mit post- und postpostmodernen Lebensformen beschäftigt haben, müssen wir uns doch auch einmal fragen, ob wir auf diese immer nur mit einem vereinheitlichenden Gegenmodell einer Landeskirche reagieren MÜSSEN.

Was wäre, wenn wir den längst erfolgten Prozess der Deltabildung in unserer Landeskirche positiv aufnehmen und dafür Gestaltungsräume schaffen, die den Staatskirchenvertrag kaum tangieren?

Was ist schlimm am Beharren von Gemeinden auf „ihrer Identität“, ihrer Geschichte und ihren Plänen für eine neue Christianisierung einer heidnisch/multireligiösen Gesellschaft in IHREM Stadtviertel, IHREM Dorf, IHRER Kleinstadt?

Warum nicht die gewachsene, kleinteilige, aber effektive Struktur akzeptieren und unterstützen, indem man die Ortsgemeinde nicht mehr als klassische Parochie, „geführt“ und „geleitet“ von einem Pfarrer sieht, sondern sie sich so entwickeln lässt wie die Gemeinden des ersten bis dritten christlichen Jahrhunderts?

Denn in IHNEN entstanden unsere wesentlichen dogmatischen Grundlagen und Bekenntnisse, sie lebten die Vielfalt von Gaben und Ämtern, entwickelten eigenständig effektive Formen des zusammen Glaubens und Lebens und bahnbrechende Urformen diakonischen Handelns.

Wir Lutheraner führen stets groß das Wort, wenn wir vom „Priestertum aller Gläubigen“ reden, aber faktisch trauen wir unseren Gemeinden nicht zu, sich selbst zu verwalten – denn das müssen die „Profis“ machen, die zwar in der Regel weniger Ahnung von BWL als der Dorfklempner, aber als Theologen zu allem eine Meinung haben, die am Ende zählt.

Dabei liegt es doch in der Natur der Sache, dass kleinere Gemeinden, kleinere Verwaltungseinheiten locker von einem Kirchenvorstand gemanagt werden können – oder steckt hinter den geforderten großen Einheiten lediglich ein innerer Kontrollzwang „der“ Landeskirche?

Ich will gerade das nicht unterstellen, ich möchte nur Mut machen, Fehlentwicklungen demütig zu erkennen und sie mutig zu revidieren.

Wir haben Prädikanten, wir bekommen Pfarrreferenten – warum soll ein voll ausgebildete Pfarrperson nicht Multiplikator, Coach, Seelsorger als eine Art Propst für die „leitenden Geistlichen“ kleiner Ortsgemeinden sein, ohne in jeder Gemeinde in jeder Woche eine Veranstaltung übernehmen zu müssen?

Und wo eine Prädikantin fehlt, kann der oder die Ordinierte doch unterstützend zu Selbsthilfe der Gemeinde tätig werden?

Warum sollen nicht die „Laien“, die in so vielen Professionen tätig sind, nicht ihr Fachwissen in den Bau der Gemeinde EIGENVERANTWORTLICH einbringen dürfen und warum kann man die Zusammenkunft von mündigen Christen, die sonntags oder wann auch immer, zusammen Bibel lesen, beten und Gott loben nicht Gottesdienst nennen?

Diese Liste ließe sich natürlich vielfach verlängern, aber ich möchte zu drei abschließenden Gedanken kommen:

- a) Als Ausschlusskriterien einer solchen kleinteiligen Struktur werden in der Regel zwei Dinge benannt:
 - 1. Der hauptamtliche Dienst und eben der oben erwähnte Staatskirchenvertrag, der „fordere, dass es keine weißen Flecken in Sachsen in Sachen Kirche geben dürfe.“ – Davon abgesehen, dass dies der Staatskirchenvertrag nicht fordert, wäre eine Art Propstamt für die Ordinierten mit bis zu sieben Gemeinden durchaus in der Lage, den im Vertrag geforderten öffentlichen Dienst sicher zu stellen.
 - 2. Das Personal, sprich das „Triumvirat“ im Verkündigungsdienst, dass wir natürlich flächendeckend für alle gleich geschaffen haben, stünde einem solchen Modell entgegen. Hier kann man nur entgegnen, dass viele Schwestern und Brüder im Verkündigungsdienst nur dankbar für Entlastung wären und man mit Weiterbildungsmodellen und neuen Formen der Gemeindearbeit durchaus Menschen für eine derartige Umstellung gewinnen kann und wird.
- b) Wenn man sich für eine neue, kleinteilige Struktur entscheidet, wenn man die Menschen vor Ort ernstnimmt und sie nicht gängelt, dann werden sich Menschen in den Gemeinden finden, die IHRE Art zu glauben und miteinander

zu leben auf Grund ihrer Erfahrungen gern einbringen und entweder Wachstum ermöglichen oder auch so ehrlich sind und sagen, dass sich HIER eine Weiterarbeit vielleicht nicht lohnt, man aber FREIWILLIG die Kräfte mit der Nachbargemeinde koppelt, um dort gemeinsam Reich Gottes zu bauen – es kann Wachstum geben UND weiße Flecken – aber beides kann man nicht verordnen, beides müssen die Gemeinden selbst wählen dürfen.

- c) Ich bin mir bewusst, dass dies harsche Einschnitte mit sich bringen wird – auch finanziell, aber ich habe in einer Gemeinde erlebt, dass dort, wo man Menschen geistlich, finanziell und auch ganz praktisch etwas zutraut, ihnen den Raum gibt, mit ihren Gaben Reich Gottes zu bauen, Letzteres auch passiert. Ich habe Wachstum auch über den viel gescholtenen „Schäffchentransfer“ hinaus erleben dürfen in dem Viele und nicht nur ein paar Vereinzelte, zum Glauben wieder oder ganz neu fanden, ich habe erlebt, dass plötzlich Gelder da waren und ich traue den Geschwistern in den Gemeinden der Landeskirche zu, in ihren Ortsgemeinden Kraft aus den geistlichen Sedimenten ihrer Kirchengeschichte vor Ort und dem Geist Gottes zu ziehen. Selbst wenn die „Fließgeschwindigkeit“ sinkt, kann so mehr Frucht wachsen als in der Anonymität einer „Struktureinheit“.

Der größte Vorteil dieses Delta-Prinzips jedoch ist wohl die Tatsache, dass man niemandem „etwas wegnimmt“, sondern den Ortsgemeinden die Wertschätzung zubilligt, die sie letztendlich auch verdienen und die sie motivieren und stärken wird. Dazu kommt, dass gerade in den urbanen Gebieten der Landeskirche unterschiedlich geprägte Gemeinden eine viel breiter gefächerte missionarische Wirkung haben als eine Einheitsgemeinde, weil Menschen gemäß ihrer Sozialisation wählen können, welche freudig gelebte Kultur der Christen für sie ansprechend ist.

Dass in den ländlichen Gebieten Freude darüber herrschen wird, wenn „die Kirche im Dorf bleibt“, muss man wohl nicht erklären.

All' das würde enorme Veränderungen mit sich bringen und man müsste Entscheidungen der letzten Jahre revidieren und Prozesse umkehren.

Ein derartiger Weg verlangt leitenden Gremien und den Gemeinden einiges ab, aber man muss feststellen, dass die bisherigen Reaktionen auf den „Mitgliederschwund“ keine Veränderung brachten.

Dass es auch leitenden Gremien unserer Landeskirche nicht um den Erhalt einer Institution geht, sondern darum, dass Menschen in Sachsen Christen bleiben und werden können stelle ich nicht in Frage.

Was ich in Frage stelle, ist, ob einseitige Strukturreformen durch Vergrößerung von Gemeindebezirken das Negativwachstum aufzuhalten in der Lage sind.

Es ist zudem keine Niederlage, wenn man eine Fehlentwicklung sieht und stoppt, sondern eine gute, geistliche Art und Weise, auf Veränderungen zu reagieren.

Zwickau im August 2025

Pfarrer i.R. Jens Buschbeck